

DRESDNER
KRIMINAL

Victoria Krebs



MARIAS GEGENSPIELER

URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZTES MATERIAL

Victoria Krebs

MARIAS GEGENSPIELER

DDV  EDITION

URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZTES MATERIAL

Maria trat ans Fenster. Staunend betrachtete sie die Umgebung, die sich über Nacht in eine weiße Winterlandschaft verwandelt hatte. Wie Zuckerwatte lag der frisch gefallene Schnee auf den Dächern und Türmchen der Häuser, in deren Fenstern vereinzelt Licht schimmerte. Er verlieh dem Hang, der sich bis zum Ortsteil Loschwitz am Blauen Wunder herunterzog, eine nahezu märchenhafte Atmosphäre. Wäre es nicht schön, später nach dem Frühstück, mit Dess einen ausgedehnten Spaziergang zu machen, durch den Schnee zu stapfen und sich wie Kinder über die weiße Pracht zu freuen? Doch leider war heute Dienstag, ein ganz normaler Arbeitstag, an dem sie ins Präsidium fahren musste. Ihr Sabbatjahr, das sie im vergangenen Jahr genommen hatte, war bereits im Spätsommer zu Ende gewesen. Dem Ende hatte sie mit gemischten Gefühlen entgegengesehen. Einerseits hatte sie sich auf das Büro und die Kollegen gefreut, andererseits hatte sie bedauert, dass die viele freie Zeit, die sie mehr oder weniger sinnvoll genutzt hatte, definitiv vorüber gewesen war. Das Wichtigste, das sie im vergangenen Jahr vollbracht hatte, war den Mörder des Mädchens aus der Böhmisches Straße in der Dresdner Neustadt zur Strecke zu bringen, so, wie sie es der Kleinen noch am Fundort versprochen hatte.

Die ›Toskana‹, wie Maria die Wohnung hier oben spontan getauft hatte, weil der malerische Hang mit seinen Villen und Herrschaftshäusern sie an Italien erinnerte, war ein Ort, der sie von Anfang an gefesselt hatte. Ihr Refugium gewährte Dess und ihr Zuflucht vor dem grauen Alltag. Hier trafen sie sich nur, wenn sie es wollten und nicht, weil sie es mussten. Niemand war gezwungen sich zu rechtfertigen, wenn er etwas anderes vorhatte, keine Lust verspürte oder lieber allein sein wollte.

Um keinen Preis wollten sie das, was zwischen ihnen war, leichtfertig aufs Spiel setzen. Doch manchmal wurden ihre und Dess' Vorsätze auf eine harte Probe gestellt, um nicht in herkömmliche Muster zu verfallen. Bisher war es ihnen jedoch ziemlich gut gelungen, den Alltag mit seinen Fallstricken und der lähmenden Macht der Gewohnheit außen vor zu lassen. Maria war wild entschlossen, alles dafür zu tun, dass dies auch so blieb. Sie hatten einen ungewöhnlichen Konsens gefunden, der es ihnen erlaubte, miteinander glücklich zu sein. Sicherlich nicht auf die herkömmliche Weise, aber das störte sie nicht im Geringsten. Es war schließlich ihr Leben und nicht das der anderen. Einige ihrer Bekannten und Kollegen hatten verständnislos den Kopf geschüttelt, sogar unverhohlener Neid war ihr

entgegengeschlagen, denn nicht jeder verfügte über die finanziellen Mittel, um sich einen solchen Zufluchtsort leisten zu können. Doch war Maria der Meinung, dass man sich in jeder Partnerschaft, auch ohne großen finanziellen Aufwand, einen Rückzugsort, gleich welcher Art, erschaffen konnte.

Verführerischer Duft zog in ihre Nase. Während sie versonnen durchs Fenster schaute, war Desmond aufgestanden und hatte die Kaffeemaschine angestellt.

Sie ging in die kleine Küche, in der er ein Frühstück vorbereitete. Von hinten schlang sie beide Arme um ihn und schmiegte ihre Wange an seinen Rücken, der sich unter dem dünnen T-Shirt noch schlafwarm anfühlte.

»Es hat geschneit in der Toskana«, murmelte sie. »Ein Anblick wie im Märchen, komm mit, ich zeig's dir.«

Sie zog ihn hinter sich her. Dicht beieinander betrachteten sie die malerische Winterlandschaft durch das große Fenster.

»Es ist so schön hier«, sagte sie versonnen. »Ich könnte mir gut vorstellen, Weihnachten in der Toskana zu verbringen. Was meinst du?«, fragend sah sie ihn von der Seite an.

»Daran habe ich auch schon gedacht«, erwiderte er nach kurzem Zögern und hielt den Blick geradeaus gerichtet. Dann blickte er zu

ihr hinab. »Leider haben sich meine Geschwister angemeldet. Ich kann sie schlecht wieder ausladen. Jetzt, wo unsere Mutter nicht mehr lebt, bin ich der Älteste in der Familie. Ich muss den Laden irgendwie zusammenhalten. Tut mir wirklich leid, Maria.«

»Das macht doch nichts, ich kann es gut verstehen.

Familie ist wichtig«, sagte sie tapfer, obwohl die Enttäuschung sie getroffen hatte.

»Aber gut, dass du es erwähnt hast. Komm zu uns. Heiligabend oder am ersten oder zweiten Weihnachtstag, oder an allen dreien, ganz wie du willst.«

Sie schwieg. Bis dahin waren es noch knapp drei Wochen. Zeit genug, um sich seinen Vorschlag durch den Kopf gehen zu lassen, obwohl sie in den vergangenen Tagen den Eindruck gewonnen hatte, dass Heiligabend schon morgen wäre. Dresden befand sich seit geraumer Zeit in einem vorweihnachtlichen Ausnahmezustand. Die Weihnachtsmärkte waren seit dem letzten Novemberwochenende geöffnet und mit ihnen hatte sich die große Zahl der Touristen noch erhöht. Der traditionelle Striezelmarkt, der Weihnachtsmarkt an der Frauenkirche und der Mittelalter-Markt im Stallhof lockten mit Glühwein, Eierpunsch, kulinarischen Leckereien, Handwerkskunst

und allerlei Schnickschnack. Auch in den Geschäften und Einkaufsgalerien herrschte dichtes Gedränge. Schwer beladen mit Tüten und Taschen schoben sich die Menschen durch Gänge und Passagen und kauften, als gäbe es kein Morgen mehr.

»Ich überlege es mir«, antwortete sie schließlich. »Es wäre sicherlich schön, deine Geschwister endlich einmal kennenzulernen. Hektor und Anthea, wenn ich mich recht erinnere.« Sie musste schmunzeln. Er hatte ihr die Namen seiner Geschwister verraten, als er sie das erste Mal zum Essen ins Canadian vor über drei Jahren eingeladen hatte. Ein Abend, den wohl weder sie noch er jemals vergessen würde. Sie hatte sich dermaßen danebenbenommen, dass sie sich noch immer dafür schämte.

»Ich würde mich sehr freuen, Maria. Aber lass uns jetzt frühstücken. Danach muss ich gleich ins Institut. Sehen wir uns heute Abend? Ich könnte Linguine mit Trüffeln machen. Die isst du doch so gerne.«

Das klang tatsächlich sehr verlockend, doch sie war sich nicht sicher, ob sie den heutigen Abend nicht lieber allein verbringen wollte, um ein bisschen zu lesen und dann zeitig ins Bett zu gehen.

»Ich ruf dich heute noch mal an, einverstanden?«

Er lächelte und zog sie an sich.

Beide wussten zu diesem Zeitpunkt nicht, dass sie sich früher als gedacht wiedersehen würden.

Als sie ihr Büro betrat, traf sie beinahe der Schlag. Hauptkommissar Laschkow, mit dem sie sich noch immer ein Büro teilte, hatte eine Weihnachtsmann-Mütze auf dem Kopf.

»Wie siehst du denn aus?«, entfuhr es ihr.

»Ho, ho, ho. Wenn du frech wirst, hol ich meine Rute raus.«

Sie verdrehte die Augen. Wenn Laschkow versuchte witzig zu sein, kam das so rüber, als würde Heino sich an Gangsta-Rap versuchen.

»Heute ist die Weihnachtsfeier. Hast du die vergessen?«

In der Tat, das hatte sie. Und auch die Tatsache, dass sie sich dafür ein albernes Accessoire umhängen oder aufsetzen sollte. Wo sollte sie das auf die Schnelle noch herbekommen?

»Wann geht es noch mal los?«, fragte sie ihn, ohne auf seine Frage einzugehen.

»Um zwei, unten in der Kantine.«

»Und wieso hast du die Mütze dann jetzt schon auf?«

»Ich finde, dass sie mir steht.«

Abschätzend und mit geschürzten Lippen betrachtete sie ihn. Wieso versuchte ihr ehrgeiziger und sonst so humorloser Widersacher witzig zu sein? Doch sogleich ärgerte sie sich über ihr Misstrauen, dass sie ihm immer noch entgegenbrachte. Zu Beginn seines Dienstantritts in Dresden hatten sie erbittert

um die Vorherrschaft gerungen. Wo es nur ging, hatte er versucht, ihr Knüppel zwischen die Beine zu werfen und sie sogar bei ihrem Vorgesetzten, Kriminaloberrat Rottge, angeschwärzt, was nicht nur sie, sondern auch die Kollegen ihm äußerst übel genommen hatten. Er hatte sie aus dem Weg haben wollen und kräftig mit allen Mitteln an ihrem Stuhl gesägt. So lange, bis Maria der Kragen geplatzt war und sie eine Aussprache mit ihm geführt hatte. Darin hatte sie ihm unmissverständlich ihre Position deutlich gemacht und einen Waffenstillstand aus zwei Motiven heraus vorgeschlagen. Zum einen hatte sie ihn für eine Observierung zweier Tatverdächtiger benötigt, die im Verdacht gestanden hatten, einen Kinderpornoring zu betreiben, zum anderen war ihr klar geworden, dass es auf Dauer unmöglich war, in einer von Machträngeleien und gegenseitigem Misstrauen vergifteten Atmosphäre zu arbeiten. Nur in einem funktionierenden Team konnte jeder sein Bestes geben. Davon war sie zutiefst überzeugt, auch wenn sie von Natur aus eher eine Einzelkämpferin war.

»Ich bin in einer Stunde wieder da«, informierte sie ihn knapp und verließ das Büro wieder.

In einem Kaufhaus wurde sie schnell fündig. Sie kaufte ein Rentiergeweih und einen

dazugehörigen roten Plastikball, den man über die Nase stülpen musste. Das müsste genügen. Bevor sie ins Präsidium zurückging, setzte sie sich vor einem Spiegel das Geweih auf und befestigte die Rudolf-The-Red-Nosed-Reindeer-Nase. Sie musste lachen und machte kurzerhand ein Selfie von sich und verschickte es an Dess. Prompt kam eine Antwort.

»Was für ein süßes Rentier. Könnte ich auf der Stelle vernaschen.«

Dann ging sie zurück in die Schießgasse. Gerade als sie die Tür zu ihrem Büro öffnen wollte, wurde sie aufgerissen. Perplex wich sie zurück, um nicht mit Laschkow zusammenzuprallen.

»Eine weibliche Leiche«, stieß er hervor. »Neuer Annenfriedhof in Löbtau. Die Meldung ist gerade reingekommen.«

»Warte eine Sekunde«, sagte sie, »ich stell nur schnell meine Sachen rein.« Sie zwängte sich an ihm vorbei, stellte die Tüte neben ihren Schreibtisch und folgte Laschkow, der mit weit ausholenden Schritten zum Treppenhaus eilte.

»Wann und von wem wurde sie gefunden?«, fragte sie und folgte ihm dicht auf den Fersen.

»Ein Mitarbeiter der Friedhofsverwaltung hat sie entdeckt, hinter einem Grabmal.«

»Wissen wir schon, wer sie ist?«

»Es könnte sich um Anna Dahlmann, dreiundzwanzig handeln. Ihr Ehemann hat sie

gestern als vermisst gemeldet«, sagte er über die Schulter und hastete die Treppen hinab. »Nach einem Streit auf der Kesselsdorfer Straße haben sie sich getrennt. Seitdem ist sie nicht mehr nach Hause gekommen.«

»Ein Streit«, wiederholte sie murmelnd und griff mit der rechten Hand ans Treppengeländer, um bei diesem Tempo nicht auf den glatten Steinstufen auszurutschen. Aus ihrer langjährigen beruflichen Praxis wusste sie, dass es sich bei Ehegattenmord meistens um eine Beziehungstat handelte.

Mit Sirene und Blaulicht verließen sie das Präsidium und bogen nach wenigen Metern auf die Wilsdruffer Straße ein.

»Ach Mist«, schimpfte er ungeduldig, »ich hab nicht an die Weihnachtsmärkte gedacht, wir kommen nur langsam voran. Ich hätte unten übers Terrassenufer und die Freiburger fahren sollen.«

Maria sah zum Striezelmarkt, der wegen der frühen Stunde noch ziemlich verwaist auf dem Altmarkt dalag. Doch bei einbrechender Dunkelheit würde er sich in ein bunt glitzernes Lichtermeer aus Tausenden von Kerzen und Sternen verwandeln. Lebhaft konnte sie sich vorstellen, wie sich die Besucher durch die schmalen Gassen zwischen den Buden schoben, in Grüppchen vor Glühwein- und

Würstchenständen aßen und tranken, sich unterhielten und unbeschwert lachten. Sie bekam Lust, heute Abend mit Dess über den Markt zu schlendern und die vorweihnachtliche Atmosphäre zu genießen. Doch bei einem Mordfall lief die übliche Maschinerie an. Eine Mordkommission musste gebildet und Aufgaben und Zuständigkeiten verteilt werden, da konnte niemand Dienst nach Vorschrift machen und schon um siebzehn Uhr nach Hause gehen.

»Noch etwas«, unterbrach Laschkow ihre Gedanken. »Sie war hochschwanger. Aber das Kind ist verschwunden.«

»Wie bitte?«, entfuhr es Maria, die glaubte, sich verhört zu haben.

Laschkow verzog kritisch den Mund. »Genaueres weiß ich auch nicht. Aber wir werden es gleich mit eigenen Augen sehen.«

Nach etwa fünfzehn Minuten hatten sie ihr Ziel erreicht. Das übliche Aufgebot an blinkenden Einsatzwagen und der unvermeidliche Pulk aus Sensationsgierigen empfing sie vorm Eingang des Friedhofs. Sie stellten sich auf einen der Parkplätze, die rechts und links vor dem langen Eisenzaun mit dem Tor in der Mitte lagen, stiegen aus und begrüßten die Kollegen, die sich davor postiert hatten. Sie fragten einen Uniformierten nach dem Weg.

»Gehen Sie den Hauptweg geradeaus bis fast zum Ende, dann halten Sie sich links und dann wieder rechts.«

Sie bedankten sich, gingen durch das Tor und betraten das Gelände des Friedhofs. Maria, die noch nie zuvor hier gewesen war, war beeindruckt von der monumentalen Gestaltung des Friedhofs im Stil der Neorenaissance, die ebenso gut einen italienischen Friedhof in Mailand oder Genua hätte zieren können. Zu beiden Seiten erhoben sich Arkaden mit Säulenhallen, in denen sich Skulpturen auf Sockeln befanden. Sie umrundeten ein Rondell mit einer Christusfigur in der Mitte und stapften den breiten, verschneiten Weg entlang. Der parkähnlich angelegte Friedhof wirkte leblos und kalt, Schnee hatte sein weißes Tuch über die Gräber gelegt und der graue, schneeverhangene Himmel tauchte alles in ein fahles, stumpfes Licht.

Schon lange, bevor sie links abbiegen mussten, sahen sie Blaulicht zwischen den Grabsteinen und der Friedhofsbepflanzung grell aufflackern. Sie folgten dem beschriebenen Weg, bis ein Krankenwagen und mehrere Einsatzfahrzeuge in ihr Blickfeld gerieten, die an diesem Ort der Trauer und des stillen Gedenkens irritierend und bedrückend zugleich wirkten.

Maria und Laschkow gingen zwischen den Fahrzeugen hindurch und blieben vor einem rot-weißen Plastikband stehen, das den Fundort weiträumig abspernte. Dahinter erhob sich ein über zwei Meter hohes, stark vom Verfall gezeichnetes Grabmal im historisierenden Stil. Es wurde von zwei hohen Säulenkiefern flankiert und erinnerte Maria an einen römischen Tempel. Gerade, als sie die Inschrift zu entziffern versuchte, blitzte das harte Licht des Fotografen dahinter auf.

Sie mussten sich noch einen Moment gedulden, bevor sie durchgelassen wurden. Dann folgten sie dem Trampelpfad, der bei einem Tatort im Freien üblicherweise eingerichtet wurde, um keine Spuren zu zerstören. Zwischen den Männern von der Spurensicherung in den weißen Tyvek-Anzügen, die schweigend ihre Arbeit verrichteten, identifizierte Maria ihren guten alten Bekannten, Dr. Stein, den Rechtsmediziner. Er hockte mit dem Rücken zu ihr auf dem Boden. Maria konnte zwei nackte Frauenunterschenkel erkennen.

»Guten Morgen, Dr. Stein«, rief sie, woraufhin er den Kopf zu ihr umwandte. An seiner Miene konnte sie erkennen, dass hier etwas Schreckliches geschehen war. Maria trat näher heran. Der Rechtsmediziner erhob sich

mühsam und legte mit schmerzverzerrtem Gesicht seine Hand ins Kreuz.

»Immer noch der Rücken, Dr. Stein?«, fragte sie und gab ihm die Hand.

»Ja, wird Zeit, dass ich in Rente gehe. Ich bin einfach zu alt, um an Tatorten wie diesem rumzukriechen. Außerdem«, er trat einen Schritt zur Seite und gab somit den Blick auf das Opfer frei, »kann ich so etwas einfach nicht mehr ertragen.«

Marias Blick senkte sich.

Vor ihr lag die Leiche einer jungen Frau. Der Mantel der Ermordeten war geöffnet und der dunkelblaue Pullover darunter der Länge nach aufgeschnitten. In ihrem entblößten Unterleib klaffte ein Querschnitt oberhalb des Schambeins auseinander. Eine große Menge getrockneten Blutes zeichnete sich dunkel auf der bleichen Haut ihres Unterleibs ab. Marias Blick glitt weiter hinab. Auch die Oberschenkel waren nackt und blutverschmiert. Eine Hose lag auf einem Haufen neben ihr.

»Ein perfekt durchgeführter Kaiserschnitt«, hörte sie Dr. Stein neben sich.

»Wo ist das Kind?«, fragte Maria und heftete ihre Augen wieder auf den Arzt.

»Auf jeden Fall nicht hier in unmittelbarer Umgebung. Die wurde schon abgesucht. Möglicherweise hat der Mörder es mitgenommen.

Oder«, er vollführte eine unbestimmte Geste mit der Hand, »der Säugling ist hier noch irgendwo auf dem Friedhof.«

Sie wandte sich zu Laschkow um. »Wir brauchen eine halbe Hundertschaft mit Hunden, die das gesamte Gelände hier durchkämmen. Wartest du bitte am Eingang auf sie?«

Er griff sich in die Innentasche des Mantels, holte sein Handy heraus und verließ den Tatort, während er telefonierte.

»Ihr wurde mit einem Gegenstand auf den Kopf geschlagen«, fuhr Dr. Stein fort. »Hier, sehen Sie die Wunde oberhalb des rechten Ohrs?«

Maria bückte sich und besah sich die Wunde.

»Der Schlag hat sie nicht umgebracht, aber bewusstlos gemacht. Gestorben ist sie letztendlich an dem Blutverlust durch den Schnitt.«

Maria machte einige Fotos mit ihrem Handy. Zwar hatte der Erkennungsdienst diese Aufgabe bereits erledigt, aber sie wollte jederzeit auf die Bilder zurückgreifen können, auch dann, wenn sie nicht im Präsidium war.

»Können sie den ungefähren Todeszeitpunkt eingrenzen?«, fragte sie den Rechtsmediziner.

»Unter Berücksichtigung der herrschenden Temperaturen gehe ich von gestern zwischen sechzehn und achtzehn Uhr aus. Plus minus eine Stunde.«

»Ist die Tat hier geschehen?«

»Eindeutig ja. Die Spurensicherung hat unter dem Schnee jede Menge Blut sichergestellt. Auch der Körper der Toten war komplett mit Schnee bedeckt. Er musste erst vorsichtig entfernt werden.«

Sie hörte Schritte hinter sich und kurz darauf ein Fluchen. Es war Hellwig, ihr Assistent, der auf dem gefrierenden Schnee beinahe ausgerutscht wäre.

»Wurden alle Ausgänge überprüft und geschlossen?«, fragte sie ihn ohne Umschweife.

»Ja, und es werden gerade die Personalien aller Besucher aufgenommen.«

»Wo?«

»In der Feierhalle am Eingang«, entgegnete er knapp.

»Handelt es sich um die vermisste Anna Dahlmann?«

»Ja, allem Anschein nach. Ihre Ausweispapiere wurden in einer Handtasche gefunden, die neben der Leiche sichergestellt wurde. Darin befanden sich ihr Handy, allerdings ausgeschaltet, eine Geldbörse mit einem 20-Euro-Schein, ein bisschen Münzgeld und eine EC-Karte. Wir haben schon versucht, den Ehemann anzurufen, ihn aber nicht erreicht. Er wohnt gleich hier in der Nähe, Hermsdorfer Straße 75 b.«

»Wann schließt der Friedhof?«, fragte sie ihn.

»Um siebzehn Uhr«, antwortete Hellwig.

»Dann müsste die Frau ihrem Mörder hier gestern begegnet sein, als der Friedhof noch geöffnet war.«

»Vermutlich ja.«

»Wenn Sie mich jetzt nicht mehr brauchen ...«, unterbrach Dr. Stein ihre Unterhaltung. »Dann würde ich die Leiche jetzt freigeben, damit sie in die Rechtsmedizin gebracht werden kann.«

»Ja, in Ordnung«, erwiderte sie und lächelte ihm flüchtig zu und wandte sich sogleich an den Einsatzleiter.

»Konnten Sie irgendwelche Fußabdrücke im Schnee sicherstellen?«

Er schüttelte bedauernd den Kopf. »Fußspuren auf Gras und sandigem Boden sicherzustellen, nachdem man den Schnee beseitigt hat, ist so gut wie unmöglich. Zudem ist der Boden mit einer dicken Schicht Kiefernadeln bedeckt. Im Schnee selbst haben wir keinerlei Abdrücke gefunden. Das wäre auch verwunderlich, denn das würde bedeuten, dass der Täter zum Tatort zurückgekehrt sein müsste.«

»Wie ist denn der Friedhofsgärtner überhaupt auf die Leiche aufmerksam geworden? Vom Weg aus kann man doch nichts erkennen«, wollte Maria wissen.

»Reiner Zufall. Seine Mutter liegt im Krankenhaus und er hat ihren Hund in Pflege genommen. Und weil der nicht den ganzen Tag über allein bleiben kann, hat er ihn zur Arbeit mitgenommen. Der hat den Leichnam aufgespürt. Seine Abdrücke und die des Gärtners haben wir natürlich sichergestellt.«

»Danke.« Sie verabschiedete sich, und während sie den Weg zusammen mit Hellwig zurückmarschierte, hörte sie das lauter werdende Geheul von Sirenen. Die Hundestaffel rückte an.

Am Eingang des Friedhofs erkannte sie Laschkow, der sich mit dem Leiter der Hundestaffel unterhielt.

»Wir fahren zur Wohnung des Mannes«, teilte sie ihm mit. »Wir müssen ihn um eine Identifizierung bitten.«

Hellwig bat sie, die Zeugenaussagen der Friedhofsbesucher und die des Gärtners zu überprüfen.

Noch während sie mit ihm sprach, rückten die Männer mit den Hunden aus, die vor Erregung laut bellten und mit bebenden Flanken an den Leinen zerrten. Marias Blick wanderte über den Friedhof. Ihre Intuition sagte ihr, dass sich der Säugling nicht mehr hier befand und falls doch, es einem Wunder gleichkäme, wenn er Schnee und Kälte überlebt hätte. Sie

musste kurz die Augen schließen, atmete durch und gab sich einen Ruck.

Fünf Minuten später hielten sie vor dem Neubau mit der Nummer 75 a in der Hermsdorfer Straße. Dahinter lag der Block 75 b, den man über einen schmalen Weg, vorbei am ersten Haus, erreichte. Schnell fanden sie das Klingelschild mit dem Namen Dahlmann.

»Übernimmst du und teilst es ihm mit?«, fragte sie und wandte sich um. Laschkow schien etwas Interessantes an seinen Schuhen entdeckt zu haben.

»Verstehe, weibliches Einfühlungsvermögen ist gefragt. Mann!«

Sie drückte auf den Klingelknopf, doch niemand öffnete. Maria probierte es noch einmal. Aber auch diesmal ohne Erfolg. Kurzent-schlossen drückte sie auf den danebenliegenden Knopf und prompt ertönte ein gedehntes »Jaaa?«.

»Öffnen Sie bitte die Tür. Hier ist die Polizei!«

»Zu wem möchten Sie denn?«

»Zu Herrn Dahlmann. Seine Frau wurde eventuell Opfer eines Verbrechens. Ich bin Hauptkommissarin Wagenried. Sie können im Präsidium anrufen, um sich zu vergewissern.«

»Nein, das ist nicht nötig. Vielleicht könnten Sie Ihre Ausweise hochhalten?«

Ein Fenster im zweiten Stock wurde geöffnet und ein junger Mann schaute vorsichtig zu ihnen herunter. Kann ich ihm nicht verdenken, in den heutigen Zeiten, dachte Maria und zog ihren Ausweis heraus. Laschkow griff ebenfalls in seine Tasche. Beide streckten die Arme aus und hielten die Ausweise hoch in die Luft. Maria konnte sich nicht vorstellen, dass der junge Mann irgendetwas hatte erkennen können, außer vielleicht dem identischen Aussehen beider Karten. Das schien ihm aber genügt zu haben, denn plötzlich ertönte der Türsummer und sie betraten den Hausflur. Schnell gingen sie die Treppe hoch bis in den zweiten Stock. Die Tür links öffnete sich und der Mann von eben erschien.

Maria hielt ihm wortlos den Ausweis unter die Nase. Er nahm ihn ihr aus der Hand und studierte ihn gründlich.

»Ich wollte nicht unhöflich sein, aber man muss heutzutage ein bisschen vorsichtig sein«, meinte er entschuldigend.

»Ist schon in Ordnung«, beschwichtigte Maria. »Wissen Sie, ob Herr Dahlmann weggegangen ist und falls ja, wann er wiederkommt?«

»Keine Ahnung. Er geht morgens meistens gegen acht fort, manchmal auch später und

kommt nachmittags wieder. Er ist Student, soweit ich weiß.«

»Danke«, entgegnete sie und wandte sich jetzt der gegenüberliegenden Tür zu. Erneut klingelte sie und hämmerte zusätzlich an die Tür. Doch im Innern der Wohnung tat sich nichts, kein Geräusch war zu hören. Laschkow drehte sich um und wollte gerade die Treppe wieder runtergehen, als sich die Tür doch noch öffnete. Maria öffnete den Mund, doch beim Anblick des vor ihr stehenden Mannes blieben ihr die Worte im Halse stecken. Seine Haare standen in alle Richtungen ab, die Augen waren rot gerändert und schwarze Bartstoppeln hinterließen dunkle Schatten an Wangen und Kinn. Große und kleine Blutflecke leuchteten auf dem hellen T-Shirt.

»Herr Dahlmann?«, fragte sie und hob ihren Ausweis.

»Haben Sie meine Frau gefunden?«

»Können wir reinkommen?«, antwortete sie mit der Gegenfrage und wandte den Kopf um. Der junge Mann, der ihnen geöffnet hatte, stand noch immer in der Tür und sah neugierig zu ihnen herüber. »Gehen Sie doch bitte wieder in ihre Wohnung und schließen Sie die Tür.«

»Natürlich, Entschuldigung«, sagte er und schloss die Tür.

Maria und ihr Kollege folgten Dahlmann durch einen kleinen, aber hellen Flur ins Wohnzimmer. Ordentlich und sauber, konstatierte Maria, moderne, aber einfache Möblierung.

»Bitte setzen Sie sich, Herr Dahlmann«, begann sie.

Doch Dahlmann blieb wie angewurzelt stehen und sah sie stumm an.

»Setzen Sie sich, bitte. Ich fürchte, ich habe eine schlechte Nachricht für Sie.«

»Was ist mit ihr?«, fragte er und rührte sich noch immer nicht.

»Es wäre wirklich besser, wenn sie sich hinsetzen würden«, beharrte sie, doch Herr Dahlmann kam auch jetzt ihrer Aufforderung nicht nach.

»Wir haben eine junge Frau gefunden, auf dem Neuen Annenfriedhof. Sie wurde ermordet.« Sie machte eine Pause, bevor sie fortfuhr. »Es könnte sich um Ihre Frau handeln. Sicher sind wir uns noch nicht, aber wir haben Papiere bei ihr gefunden, die sie als Anna Dahlmann ausweisen.«

»Ermordet? Sie ist ..., Sie meinen, sie ist tot? Was ist mit unserem Kind?«, rief er fassungslos.

»Es tut mir leid, Herr Dahlmann«, übergang sie seine Frage, »aber wir müssen Sie bitten, uns wegen der Identifizierung der Leiche in die Rechtsmedizin zu begleiten.«

»Das Kind, unser Junge, ist der auch tot?«, fragte er tonlos.

»Das wissen wir nicht, Herr Dahlmann. Es wäre wirklich besser, wenn wir erst einmal die Identität der Ermordeten feststellen würden.«

»Wieso wissen Sie das nicht? Was ist mit meinem Sohn!?«

»Nun, das Kind, noch wissen wir ja nicht, ob es sich um Ihre Frau handelt, ist nicht mehr da. Ich meine, nicht mehr im Bauch der Frau.« Herrgott noch mal, was war das nur für ein gequirelter Mist, den sie da stotterte. »Der Mörder hat einen Kaiserschnitt durchgeführt und das Kind wahrscheinlich mitgenommen.«

»Nein!«, rief der Mann und ließ sich schwer auf den unmittelbar hinter ihm stehenden Sessel fallen. »Nein«, schluchzte er und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

Sie gaben ihm die Zeit, die er brauchte, um sich von dem ersten Schock ein wenig zu erholen.

»Herr Dahlmann«, holte sie ihn sanft, aber bestimmt zurück, »ich muss Sie bitten, Ihre Frau zu identifizieren. Leider kann ich Ihnen das nicht ersparen.«

»Was?«, er schien aus weiter Ferne zu kommen.

»Wir müssen in die Rechtsmedizin fahren.«

»Ja«, sagte er tonlos. »Ich ziehe mir etwas über.«

»Was sind das für Blutflecke auf Ihrem T-Shirt?«

»Blutflecke?«, verständnislos starrte er sie an.

»Da, auf Ihrem Hemd«, sagte Maria und deutete mit dem Zeigefinger darauf.

»Ach so, das ...« Er sah an sich herunter. »Wenn ich mich aufrege, bekomme ich Nasenbluten. Ich habe gestern fast die ganze Nacht auf Anna gewartet und mir wahnsinnige Sorgen gemacht. Deswegen habe ich Ihnen auch nicht gleich geöffnet. Ich bin gegen Morgen eingeknickt und habe die Türklingel zunächst nicht gehört.«

»Ziehen Sie es bitte aus. Wir müssen es mitnehmen, es geht zur Untersuchung ins Labor.«

»Ja, ich ... selbstverständlich. Moment.«

Er verschwand im Zimmer nebenan. Maria gab Laschkow einen Wink, ihm zu folgen. Wenige Augenblicke später waren beide wieder da.

»Maria, schau dir mal das Bett an«, flüsterte Laschkow.

Alarmiert betrat sie das Schlafzimmer. Auf Kissen und Laken leuchteten ebenfalls Blutflecke, sogar auf dem Boden konnte sie welche entdecken. Rührten die tatsächlich von Nasenbluten her? Sie wählte die Nummer des Erkennungsdienstes. Der musste Proben nehmen und die ganze Wohnung auf weitere Spuren

untersuchen. Spuren, die möglicherweise auf den Ehemann als Täter hinwiesen. Wie sie aus langjähriger Berufspraxis und durch kriminalistische Erkenntnisse wusste, erwies sich der scheinbar tief erschütterte Ehegatte oftmals als Täter.

Sie warteten, bis das Team von der Spurensicherung kam und fuhren dann mit Björn Dahlmann in die Rechtsmedizin, in der sich die Tote mittlerweile befand.

Eine gute halbe Stunde später hatten sie die Gewissheit, dass es sich bei der weiblichen Leiche tatsächlich um Anna Dahlmann handelte. Es dauerte aber noch eine weitere Stunde, bis sie mit dem Ehemann der Ermordeten ins Präsidium fahren konnten, denn der war, nachdem er seine Frau identifiziert hatte, zusammengebrochen. Dess, der nicht nur ihr Partner, sondern auch Chef der Rechtsmedizin war, hatte eilig einen Kollegen vom Uniklinikum herbeigerufen, der Dahlmann eine kreislaufstabilisierende Spritze verpasst und angeordnet hatte, dass er sich für eine Stunde ausruhen solle. Nachdem sie Dess über die ersten Erkenntnisse informiert hatte, setzte er die Obduktion des Opfers für den folgenden Tag um neun Uhr dreißig an. Das bedeutete, dass der vorläufige Obduktionsbericht gegen Mittag im Präsidium eintrudeln müsste. In

etwa um die gleiche Zeit würden die ersten Ergebnisse des KTI vorliegen, wenn sie Glück hatten auch früher. Insbesondere war Maria auf das Untersuchungsergebnis der Blutflecke auf Dahlmanns T-Shirt, der Bettwäsche und dem Schlafzimmerboden gespannt. Möglicherweise hatte der Erkennungsdienst weitere kriminalistisch relevante Spuren in Dahlmanns Wohnung festgestellt.

Zusammengesunken saß Björn Dahlmann auf dem Stuhl neben ihrem Schreibtisch. Er wirkte noch immer sehr bleich in der kalten Neonbeleuchtung, die Maria wegen des trüben Winterlichts schon eingeschaltet hatte. Der schwarze Rollkragenpullover verstärkte die Blässe seines Gesichts, das durch die dunklen Bartstoppeln hohlwangig und krank aussah.

»Herr Dahlmann«, eröffnete sie die Vernehmung. »Sie waren am Montagabend auf dem Revier in der Julius-Vahlteich-Straße, um eine Vermisstenanzeige zu erstatten. Haben Sie nicht versucht, Ihre Frau übers Handy zu erreichen?«

»Doch natürlich. Ich weiß nicht, wie viele Male ich sie angerufen habe. Es sprang aber immer nur die Mailbox an. Ich habe mehrmals darauf gesprochen, dass es mir leid täte und

dass sie nach Hause kommen soll. Aber sie hat sich einfach nicht gemeldet.«

Diese Anrufe würde das KTI feststellen können, sobald es das Handy von Anna Dahlmann überprüfte.

»Sie haben auf der Wache angegeben, sich mit Ihrer Frau gestritten zu haben?«

»Es war so lächerlich«, antwortete er leise. »Und nun ist sie tot. Das habe ich nicht gewollt.«

Maria warf Laschkow, der ihr gegenüber saß, einen schnellen Blick zu.

»Was haben Sie nicht gewollt?«

»Wenn wir uns nicht gestritten und daraufhin getrennt hätten, würde sie noch leben. Es ist meine Schuld, dass sie tot ist.«

»Nochmal, worum ging es bei dem Streit?«

Er machte eine hilflose Geste. »Es ging um einen Autoreifen. Er lässt seit einigen Tagen Luft. Ich habe sie gefragt, warum sie noch nicht in die Werkstatt gefahren ist.«

»Das hört sich nicht nach einem Streit für mich an«, entgegnete Maria und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sie hat mir vorgehalten, alles auf sie abzuwälzen. Ich könnte mich auch mal um etwas kümmern.«

»Haben Sie das? Sich um nichts gekümmert und alles ihr überlassen? Schließlich war sie

hochschwanger. In der wievielten Woche war sie?« Maria dachte daran, dass sie bisher noch keinen Anruf vom Einsatzleiter der Hundertschaft erhalten hatte.

»In der siebenunddreißigsten Woche. Es ging ihr sehr gut. Sie befand sich im Mutterschutz und hatte deswegen tagsüber viel Zeit. Ich bin durch mein Studium sehr eingespannt, da ich gerade an meiner Diplomarbeit schreibe.«

»Was studieren Sie denn?«

»Elektrotechnik an der HTW Dresden.«

»Lassen Sie uns zum Streit zurückkommen. Wann und wo haben Sie und Ihre Frau sich getrennt?«

»Das muss so gegen vier gewesen sein. Auf der Kesselsdorfer Straße. Ich bin nach Hause gegangen. Anna wollte noch spazieren gehen, um sich wieder zu beruhigen.«

»Warum sind Sie ihr nicht gefolgt? Haben Sie sich keine Sorgen um sie gemacht?«

»Doch natürlich, aber das hätte sie noch wütender gemacht. Sie wollte allein sein.«

»Wussten Sie, wohin sie wollte?« Aufmerksam beobachtete sie den jungen Mann.

»Nein, aber sie ging oft auf dem Friedhof spazieren, weil es dort ruhig und schön ist. Wir waren regelmäßig dort, um frische Luft zu schnappen und uns ein bisschen zu bewegen.«

Er schlug die Hände vors Gesicht. »Und jetzt wurde sie dort ermordet«, schluchzte er.

Das Telefon klingelte. Es war der Leiter der Hundestaffel. Er teilte Maria mit, dass sie die Suche ergebnislos beenden würden. Sie hätten keinerlei Hinweise auf den Verbleib des Säuglings gefunden.

Das sprach dafür, dass der Mörder das Kind tatsächlich mitgenommen hatte, schlussfolgte Maria, wodurch sich die Chance erhöhte, dass es noch lebte. Der Säugling musste so schnell wie möglich gefunden werden, bevor eine weitere Gräueltat geschah.

»Das war der Einsatzleiter des Suchtrupps, der den Friedhof nach Ihrem Kind abgesucht hat. Leider ohne Ergebnis. Das könnte, meiner vorsichtigen Einschätzung nach, bedeuten, dass der Täter das Kind in seiner Obhut hat und es noch lebt.«

Dahlmann nickte stumm und Tränen traten in seine Augen.

»Haben Sie eine Idee, wer für diese Tat infrage kommen könnte?« setzte Maria ihre Befragung behutsam fort.

Björn Dahlmann schüttelte den Kopf.

»Jemand an der Uni? Einer, der Ihnen aufgefallen ist, sich vielleicht sonderbar verhalten hat?«

Erneutes Kopfschütteln.

»Wo hat Ihre Frau gearbeitet?«

»Sie ist ... war Steuerfachangestellte bei der Kanzlei Fuchs & Lehmann, im WTC.«

Laschkow machte sich eine entsprechende Notiz. Das World Trade Center war ein riesiger Büro- und Geschäftskomplex in der Ammonstraße.

»Was haben Sie gemacht, nachdem Sie Ihre Frau auf dem Polizeirevier in der Julius-Vahlteich-Straße als vermisst gemeldet haben?«

»Ich bin gleich wieder nach Hause gefahren und habe die Nacht hindurch auf Anna gewartet und immer wieder versucht, sie telefonisch zu erreichen.«

»Kann das jemand bezeugen?«

»Weiß ich nicht. Nein, ich glaube nicht.«

»Warum haben Sie sie nicht gesucht oder zumindest Ausschau nach ihr gehalten?«

»Ich wollte zu Hause sein, falls sie kommt. Anna hatte doch keinen Schlüssel bei sich. Schon auf dem Polizeirevier saß ich wie auf heißen Kohlen, weil ich Angst hatte, dass sie ausgerechnet zu dem Zeitpunkt zurückkommen und ihr niemand öffnen würde. Aber ich beruhigte mich mit dem Gedanken, dass sie vielleicht bei einem der Nachbarn klingeln würde, um sich dort bis zu meiner Rückkehr aufzuhalten.«

»Hatte Ihre Frau Freundinnen oder Bekannte, die ihr die Schwangerschaft nicht gegönnt haben oder hat sie Ihnen vielleicht sogar etwas erzählt, das Ihnen nicht normal vorkam?«

»Nein. Meine Frau wohnte erst seit andert-halb Jahren in Dresden. Wir kommen beide ursprünglich aus Chemnitz. Anna hat erst ihre Ausbildung zu Ende gemacht, bevor sie zu mir nach Dresden gezogen ist. Sie hatte noch nicht viele Freunde hier, worüber sie sich des Öfteren beklagt hat. Soweit ich weiß, gab es nur Kontakte zu ihren Arbeitskollegen in der Steuerkanzlei. Aber die beschränkten sich auch nur auf die Arbeitszeit. Privat hat sie sich mit niemandem von dort getroffen.«

»Gut«, Maria nickte. »Würden Sie Ihre Ehe als glücklich bezeichnen? Ich meine, Sie waren noch sehr jung, als sie geheiratet haben.«

»Ja. Unsere Ehe war glücklich. Wir haben uns geliebt, auch wenn es manchmal Streitigkeiten gab.« Er senkte den Kopf und kämpfte erneut mit den Tränen.

»Herr Dahlmann, ich verspreche Ihnen alles zu tun, damit wir ihren Sohn finden«, versuchte Maria einen erneuten Zusammenbruch zu verhindern. »Ein Fahrer wird Sie nach Hause bringen. Ruhen Sie sich etwas aus. Sobald es etwas Neues gibt, melden wir uns bei Ihnen.

Und sollte Ihnen noch etwas einfallen, rufen Sie mich bitte an. Ich gebe Ihnen meine Karte.«

Nachdem Björn Dahlmann verschwunden war, hefteten sich Marias Augen auf Laschkow.

»Er schien wirklich schwer erschüttert zu sein. Wie siehst du das?«

»Ja, den Eindruck hatte ich auch. Aber was anderes: Wir müssen die Mordkommission einrichten. In einer halben Stunde?«

Maria stimmte zu und sah aus dem Fenster. Die Spitze der Frauenkirche zeichnete sich deutlich vor dem schneeverhangenen Himmel ab. Ihre Gedanken kreisten um den Säugling. Hatte sie wirklich eine reelle Chance, das Kind noch lebend zu finden?